

DIE WİNDE DES SCHICKSALS

Das
Lied der
Dämmerung

von

Martin Krois



Die Winde des Schicksals:

Teil I: Der Weiße Schatten

Teil II: Der Eid des Verräters

Teil III: Das Lied der Dämmerung

Teil IV: Das Schwert der Vorväter

Teil V: Das Licht der Hoffnung

Teil VI: Das Herz der Finsternis

© 2024 Martin Krois

www.valeno.at

1. überarbeitete Auflage

Umschlaggestaltung: Martin Krois
Korrektur: Sandra Hochfellner

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors: Buchschmiede
von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99152-412-0 (Paperback)

978-3-99152-410-6 (Hardcover)

978-3-99152-411-3 (E-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Inhalt

Prolog	7
Vergessen.....	11
Zweikampf um Mitternacht.....	35
Die Zeit der Vorzeichen.....	64
Finstere Erinnerungen	85
Der Bannbrecher	111
Der Ruf der Heimat.....	137
Im Land der Wälder.....	158
König des Friedens.....	187
Die Offenbarung des Orleans.....	209
Der Schatten der Culmorier	235
Des Friedens Sohn.....	263
In die Wildnis.....	291
Die Flammen des Krieges.....	313
Die verwelkte Blume.....	337
Durch Schnee und Trauer	363
Falsches Spiel	390
Die Wege trennen sich	418
Die Suche nach der Erinnerung.....	445
Laralmars Geschenke.....	472
Der Ritt nach Süden	494
Der Tempel der Götter.....	522
Seemannsgarn.....	546
Die Insel des Endes	566
Das Lied der Dämmerung.....	591

Prolog

Die Sonne stand hoch am wolkenlosen Frühlingshimmel. Ein ungewöhnlich sanfter Wind wehte von den Gipfeln des nahen Höllengebirges herab und vertrieb den Gestank des Todes, der immer noch über den bewaldeten Schlachtfeldern hing. Beinahe hätte man meinen können, das Wetter selbst wolle den Sieg der Erbaren über die Mursogi feiern.

Freilich war manch einem der siegreichen Menschen ebenfalls zum Feiern zumute, während andere nur das Schicksal ihrer gefallenen Mitstreiter beklagen wollten. Doch auch zwei Tage nach der Entscheidungsschlacht bei Varuvils Wall blieb nur wenig Zeit, Trauer und Freude freien Lauf zu lassen. Allzu viel gab es zu tun. Immer noch hoben Soldaten Gräber für die Gefallenen aus, während sich grün gewandete Heiler um die Verwundeten kümmerten, Boten im Lager umhereilten und Späher in den Wäldern Ausschau nach den verstreuten Überresten des feindlichen Heeres hielten.

Ein einzelner Mann mit dunklem Haar in einem ebenso dunklen Gewand durchquerte – eine Tasche mit einer silbernen Leier auf dem Rücken – mit eiligen Schritten das erbarische Feldlager, das am Fuße von Varuvils Wall errichtet worden war. Viele grüßten ihn, manch einer bat ihn sogar um ein Lied, war er doch ein wohlbekannter fahrender Sänger.

Nun war jedoch nicht die Zeit zu singen. Eine überaus ernste Angelegenheit erwartete ihn. So schenkte er den Menschen im Vorbeigehen nur ein aufmunterndes Lächeln und vertröstete sie auf ein andermal, ehe er die sanfte Anhöhe hinaufstieg, die sich zwischen den Hügeln von Varuvils Wall erhob. Oben gelangt ließ er seinen Blick einmal mehr über das zerstörte Lager des Feindes schweifen, das jenseits davon im Schatten eines Talkessels lag.

Inmitten der Trümmer einer bereits vor Jahrhunderten verfallenen Festung erhoben sich die verbrannten Überreste der

Zelte der Mursogi. Deren Bewohner waren den Schwertern der Feinde zum Opfer gefallen oder hatten ihr Heil in der Flucht gesucht. Nun waren dort unten nur noch erbarische Soldaten unterwegs, die zwischen allerlei Unrat nach Schätzen und brauchbaren Dingen suchten, die die Mursogi zurückgelassen haben mochten.

Alles in allem hatten die Erbaren einen großen Sieg errungen, dachte der Sänger. Sie hatten nicht nur die Mursogi aus Erbarior vertrieben, sondern auch deren Heerführer Omrunas getötet. Dennoch gab es einige Wermutstropfen. Neben vielen anderen war Krinoïn, der Heermeister der Erbaren, im Kampf gefallen. Ebenso hatte Bormias aus Amrian der Tod ereilt. Ein Überläufer aus den Reihen des Feindes war er gewesen, durch dessen Tapferkeit dieser schnelle Sieg überhaupt erst möglich geworden war. Wenngleich das erbarische Heer diesem Mann durchaus dankbar für seinen Verdienst war, trauerte ihm doch niemand wirklich nach. Er war ein Fremder gewesen – ein Schurke noch dazu, der in seinem Leben allzu viele Untaten begangen hatte.

Einzig Fanulia, die Fürstin von Theladien, schien Bormias' Tod zu bedauern. Sie war am Boden zerstört gewesen, als sie davon erfahren hatte. Mit eigenen Händen hatte sie die Leiche des Überläufers gewaschen und ihm ein Grab ausgehoben, hieß es. Seither hatte sie ihr Zelt nicht mehr verlassen.

Umso erstaunter bemerkte der Sänger sie nun unter den Würdenträgern, die sich am Rande der Anhöhe im Schatten einer Föhre versammelt hatten. König Rexian war ebenfalls anwesend. Er trug ein einfaches, schwarzes Trauergewand. Keine Krone bezähmte sein blondes Haar, das ihm in losen Strähnen ins Gesicht hing. Müde und abgekämpft wirkte er, als hätte er sich noch nicht von den Mühen der Schlacht erholt. Die Trauer wog schwer auf ihm. Heermeister Krinoïn war sein ältester Kindheitsfreund gewesen, hieß es.

Als der Sänger sich näherte, traten ihm die königlichen Leibwächter in ihren prächtigen Rüstungen und goldenen Umhängen entgegen. Auf einen Wink des Königs hin machten sie jedoch sogleich Platz, sodass er bis zu dem Scheiterhaufen vor-

treten konnte, um den herum sich die Anwesenden in einem losen Halbkreis aufgestellt hatten.

Eine Feuerbestattung war in Erbarior eigentlich nicht üblich. Doch der Mann, dessen Leichnam auf dem trockenen, übereinandergeschichteten Holz lag, war kein Erbar gewesen. Der Sänger trat an ihn heran und verneigte sich, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Der Tote sah aus, als würde er schlafen. Sein dunkles Haar war sauber gekämmt, sein Bart gestutzt und man hatte ihn in prächtige grüne Gewänder gehüllt. Eine silberne Anstecknadel in der Gestalt des erbarischen Wappens steckte an seinem Kragen. Als man ihn an dem Ort gefunden hatte, an dem Rexian mit Krinoin und Bormias gegen Omrunas gekämpft hatte, war er nackt gewesen – bis auf einen schlichten bronzenen Armreif. Keinerlei Wunden hatten Aufschluss über die Art seines Dahinscheidens gegeben. Niemand hatte sich einen Reim darauf machen können, was geschehen war – noch nicht einmal der König selbst, der die ganze Zeit an der Seite dieses Mannes gekämpft hatte.

Dessen Tod hatte Rexian beinahe ebenso sehr berührt wie der seines Kindheitsfreundes. Dies war kaum verwunderlich, hatten die beiden doch viel miteinander erlebt. Auch der Sänger hatte diesen Mann kennen und schätzen gelernt. Dass er nun tot war, erschien ihm beinahe unwirklich.

Doch derlei geschah im Krieg tagtäglich. Sogar die mächtigsten Helden vergangener Zeitalter waren verwundbar gewesen. Erst in Liedern und Sagen wurden sie durch ihre Taten wahrhaftig unsterblich. Und der Sänger würde dafür Sorge tragen, dass man die Taten dieses Mannes noch lange besingen würde.

Er trat einen Schritt zurück und bezog zur Linken des Königs neben einem alten Hauptmann Stellung. Als Rexian befand, dass alle wichtigen Leute anwesend waren, sprach er ein paar Worte. Es war leeres Gerede, wie man es zu derartigen Anlässen allzu oft hörte. Ebenso leer wirkte Rexians Gesicht. Wieder und wieder brach seine Stimme.

Schließlich reichte ein Soldat dem König eine brennende Fackel, woraufhin dieser nach kurzem Zögern den Scheiterhau-

fen in Brand setzte. Nur langsam züngelten die Flammen das Holz hinauf und beleckten beinahe vorsichtig die Kleider des Toten. Fast hatte es den Anschein, als wiche das Feuer vor ihm zurück.

Als es den Leichnam dann doch umhüllte, stimmte der Sänger ein altes Trauerlied an. So vergingen die sterblichen Überreste jenes Mannes, bis nur mehr Asche von Naron aus Reruwalt übrig war.

Vergessen

Das Land versank in tiefem Schatten, als die Sonne hinter den Gipfeln der nahen Berge verschwand. Nur ein schmaler Bach, der von den steilen Hängen herabplätscherte und sich in einem lichten Wäldchen verlor, störte die abendliche Ruhe. Hier und da ästen Rehe und Hirsche zwischen den Bäumen. Eichhörnchen huschten auf den Ästen umher.

Als der klagende Ruf eines Wolfes die Stille durchbrach, machten sich die anderen Tiere eilig davon. Nur ein Geschöpf blieb am Ufer des Baches zurück und stillte unbehelligt seinen Durst. Es war sehr durstig – beinahe so, als hätte es seit einer Ewigkeit nicht mehr getrunken. Im schwindenden Licht der Dämmerung konnte man gerade noch erkennen, dass es sich dabei um einen Menschen handelte.

Ein Mann war es, der trotz seiner langen, silbrig weißen Haare nicht allzu alt wirkte – ein Vierteljahrhundert vielleicht, nicht mehr. Seine Augen waren von einem nebeligen Gold, beinahe weiß. Er trug nichts am Leib – weder Waffe noch Werkzeug, ja nicht einmal Kleidung.

Wie ein Tier kniete der nackte Mann am Wasserlauf und trank gierig. Seine Blöße kümmerte ihn nicht. Gefahren fürchtete er keine. Schließlich hob er den Kopf und wischte sich mit der Hand über den feuchten Bart. Das Feuer, das seine Eingeweide gequält hatte, seit er erwacht war, war endlich erloschen.

Einen Augenblick lang umschmeichelte ein zarter Hauch von Verheißung seinen Körper. Die Blätter der Bäume rauschten leise, als gemahnten ihn die Winde des Schicksals selbst zum Aufbruch. So stand er also auf und ging los. Die Sonne im Rücken wanderte er durch das Unterholz, bis die Nacht ihn

eingeholt hatte. Dann setzte er sich auf den kalten Waldboden, den Rücken gegen den Stamm einer Buche gelehnt.

Der Dunkelheit zum Trotz wäre er weitergegangen, denn die Nacht war so hell, dass die Bäume vor seinen Augen Schatten warfen. Doch er war zu erschöpft, als dass er auch nur einen weiteren Schritt hätte tun können. Fast fühlte er sich, als hätte er an diesem Tag hundert Meilen zurückgelegt.

Die Untätigkeit veranlasste ihn dazu, nachzudenken. »Wo bin ich?«, flüsterte er leise. Seine Stimme klang rau, als hätte er sie schon lange nicht mehr benützt.

Freilich bekam er keine Antwort. Er war ganz allein.

»Wer bin ich?«, krächzte er daraufhin. Wieder erhielt er keine Antwort.

Angestrengt suchte er nach Erinnerungen. Doch alles, was er fand, war dieser eine Tag. Am Morgen war er mit der Sonne aufgewacht, so wie er war – nackt in der Wildnis. Was war nur mit ihm geschehen? Sein Kopf schmerzte entsetzlich, als hätte er einen starken Schlag abbekommen oder allzu viel Wein getrunken. Vielleicht war ebendies geschehen. Vielleicht war dies auch der Grund dafür, weshalb er sich an nichts erinnern konnte.

Doch nichts war nicht das richtige Wort. Er erinnerte sich an so manches. Worte, Gefühle, Sinneseindrücke, Gegenstände und die Bezeichnungen dafür. Das Sprechen hatte er nicht verlernt, so viel war sicher. Zudem wusste er, dass er ein Mensch – ein Mann – war, dass es Nacht war und dass er sich in einem Wald befand. Er wusste, dass man den Baum hinter ihm eine Buche nannte.

Nur, was ihn selbst betraf, konnte er sich dagegen an nichts erinnern. Da waren keine Namen aus seiner Vergangenheit oder Gesichter von Freunden und Verwandten, keine Erlebnisse, keine Orte, die er besucht hatte. Ja, nicht einmal sein eigener Name wollte ihm einfallen.

Das Knurren seines Magens ließ ihn aufschrecken. Wann hatte er wohl das letzte Mal gegessen? Auch darauf wusste er keine Antwort. Fest stand, dass er gewaltigen Hunger ver-

spürte. Allerdings war er zu müde, um nach etwas Genießbarem zu suchen.

Mit einem Mal fühlte er sich ziemlich elend. Er hatte weder Waffen noch Werkzeug, weder Kleidung noch Vorräte. Der einzige Trost, der ihm blieb, war die Tatsache, dass es in diesem Land Sommer zu sein schien. So war ihm zumindest nicht allzu kalt.

Zwischen den Wurzeln der Buche rollte er sich ein wie eine Katze. Auf diese Weise versuchte er ein wenig Schlaf zu finden. Was hätte er auch anderes tun können, bei all seiner Hilflosigkeit?

Er seufzte. Morgen würde alles besser werden. Bestimmt.

Doch es wurde vorerst nicht besser. Der Tag dämmerte trüb und neblig heran. Der Geruch von Regen lag in der schwülen Luft. Zwar hatte der Mann eine Weile geschlafen, doch hatten ihn unentwegt wirre Träume heimgesucht, sodass er sich nun kaum weniger erschöpft als zuvor fühlte. Zudem machte sich sein Magen immer nachdrücklicher bemerkbar.

So machte er sich zuallererst auf die Suche nach etwas Essbarem. Wieder war er dem Sommer dankbar, denn manche der Waldsträucher trugen bereits bunte Früchte. Nicht hatte er die Namen und Eigenschaften der verschiedenartigen Beeren vergessen und so wusste er ganz genau, welche genießbar und welche giftig waren. Wer auch immer er in seinem früheren Leben gewesen war, er hatte sich in der Wildnis anscheinend bestens zurechtgefunden.

Seine Ausbeute war nicht allzu groß. Richtig satt machte ihn das karge Mahl aus Himbeeren, Walderdbeeren und Kranbeeren nicht, doch zumindest konnte er damit seinen knurrenden Magen einstweilen ein wenig beruhigen.

Als nächstes machte er sich auf die Suche nach Wasser, um einmal mehr seinen Durst zu stillen. Die Tiere des Waldes beachteten ihn kaum, so selbstverständlich bewegte er sich durch das Unterholz. Vielleicht lag es auch daran, dass der Schmutz und die Blätter, die überall an seinem Körper klebten, seinen menschlichen Geruch überdeckten. Hätte er einen Bogen zur

Hand gehabt, wäre er auf die Jagd gegangen. Sein Gefühl sagte ihm, dass er ein vortrefflicher Schütze war. Ob er wohl ein Jäger gewesen war?

Er hielt inne und versuchte, dieses Gefühl zu einer Erinnerung zu vertiefen. Doch da war sonst nichts. Er seufzte traurig. Zumindest war das ein Anfang. Mit der Zeit würde vielleicht auch der Rest seines Selbstes zu ihm zurückkehren.

Im Schatten eines Birkenhaines fand er einen kleinen Bach. Während er trank, überlegte er, wie es nun weitergehen sollte. Hier konnte er nicht bleiben, so viel stand fest. Denn obwohl die Wildnis so etwas wie sein Zuhause zu sein schien, würde er ohne die richtige Ausrüstung wohl nicht allzu lange überleben. Am klügsten wäre es wahrscheinlich gewesen, nach anderen Menschen Ausschau zu halten. Irgendwo in der Nähe mochte es ein Dorf oder eine Stadt geben. Von irgendwoher musste er schließlich gekommen sein, denn der Gedanke, dass er seit jeher in diesen Wäldern gelebt hatte, kam ihm abwegig vor. Dieses Land war ihm nicht vertraut, weckte kein Gefühl der Verbundenheit in ihm.

Doch all das waren nur Vermutungen. Vielleicht irrte er sich auch. Er wusste es nicht. Ein pochender Schmerz machte sich in seinem Kopf breit. Wohin sollte er sich also wenden?

Er ließ sich im Schneidersitz auf einem umgestürzten Baum nieder und versuchte, trotz der Schmerzen einen klaren Kopf zu bekommen. Da spürte er einen Wassertropfen, der von oben herab auf seine Nase gefallen war. Regen. Das hatte ihm bei all seinem Glück gerade noch gefehlt.

Eilig suchte er Schutz in einem Teil des Waldes, in dem die Bäume etwas dichter standen. Nachdem er eine Weile unter dem löchrigen Blätterdach einer gewaltigen Eiche ausgeharrt hatte, beschloss er – von Kopf bis Fuß durchnässt – weiterzuziehen. Wohin, das wusste er immer noch nicht, doch ohne loszugehen, würde er niemals irgendwo ankommen.

Eine Richtung war so gut wie die andere. So folgte er einem kaum erkennbaren Wildwechsel durch das Unterholz, ohne dabei die Umgebung aus den Augen zu lassen. Vielleicht gab es in diesem Land Raubtiere, die nur darauf warteten, sich auf

einen ahnungslosen Wanderer zu stürzen. Auch wenn er deren Krallen und Reißzähnen wenig entgegenzusetzen hatte, wollte er doch nicht von ihnen überrascht werden.

Bei all seiner Vorsicht versuchte er zugleich selbstsicher aufzutreten und sich seine Hilflosigkeit nicht anmerken zu lassen. Irgendjemand hatte ihm einmal beigebracht, dass manchmal allein die Art, wie man sich nach außen hin gab, darüber entschied, ob man in Ruhe gelassen oder angegriffen wurde.

Wer hatte ihn das wohl gelehrt? Er versuchte erst gar nicht, darüber nachzudenken. Seine Lage war schon unangenehm genug. Auf weitere Kopfschmerzen konnte er getrost verzichten.

Stundenlang schleppte er sich durch den Wald. Hatte er den Regen anfangs noch als Unannehmlichkeit erachtet, gab es bald genügend andere Unannehmlichkeiten, die ihn davon ablenkten. Nadeln und kleine, spitze Steinchen bedeckten große Teile des Waldbodens und machten ihm ohne Schuhe das Gehen zur Qual. Dann musste er sich durch knietiefen, vom Regen aufgeweichten Schlamm kämpfen. Bald war er so sehr mit Blättern und nasser Erde bedeckt, dass ihm gar nicht mehr auffiel, dass er nackt war.

Schließlich erreichte er den Waldrand. Zumindest konnte er von weitem den freien, grauen Himmel zwischen den dunklen Baumstämmen ausmachen. Als er dann ebenso vorsichtig wie erwartungsvoll nach draußen trat, musste er jedoch feststellen, dass er sich geirrt hatte. Der Wald war nicht zu Ende. Im Gegenteil. Vor ihm erstreckte sich ein Meer von Bäumen bis zum Rand der Welt, vielleicht sogar darüber hinaus. Etwa zweihundert Fuß hoch fielen felsige Klippen steil nach dorthin ab.

Enttäuscht ließ er die Schultern hängen. Ohne ein sehr langes Seil, das er freilich nicht hatte, gab es hier kein Weiterkommen. Er hatte sich offenbar doch in der Richtung geirrt. Mit einer unangenehmen Wildheit peitschte ihm der Wind den Regen ins Gesicht. Daher zog er sich eilig wieder in den Schutz des Waldes zurück.

Den Abgrund zu seiner Rechten ging er dann weiter. Der Wald nahm auch hier oben kein Ende, doch wurde das Land weniger unwegsam als zuvor. Obwohl er dadurch wesentlich schneller vorankam, wurden seine Gedanken mit jedem Schritt finsterer. Er wusste weder, wer er war, noch wo er war oder wohin er ging. Zu allem Überflus meldete sich auch der Hunger zurück, etwas Essbares jedoch, war nirgendwo in Sicht. Noch schlimmer konnte es eigentlich nicht kommen.

Aus dem Augenwinkel bemerkte er zu seiner Linken etwas zwischen den Bäumen. Etwas, das sich vom Grün und Braun des Waldes abhob und offensichtlich nicht hierhergehörte. Seine Neugier war geweckt und so schlich er vorsichtig näher heran.

Auf einer kleinen Lichtung entdeckte er ein Lager. Um eine niedergebrannte Feuerstelle hatte jemand sechs Zelte aus zer-schlissenem schwarzem Stoff aufgeschlagen, die alles andere als einladend wirkten. Da jegliche Ordnung und Befestigung fehlte, war dies offensichtlich nicht der Außenposten eines Heeres. Wohl hätte man es durch seine fremdländische Auf-machung für das Lager fahrender Händler halten können, doch wirkte es dafür allzu heruntergekommen. Zudem waren weder Zugtiere noch Karren noch eine Straße zu sehen. So mochte es wohl Räubern als Zuflucht dienen, doch irgendet-was störte den Mann an dieser Vermutung.

Da er also nicht wusste, wem das Lager gehörte und wie ihn dessen Bewohner empfangen mochten, ging er nicht gerade-wegs darauf zu. Kaum zehn Schritte vom nächsten Zelt ent-fernt fand er eine Eiche mit niedrigen Ästen, die er erklimmte. Von dort oben hatte er eine bessere Sicht auf die Lichtung, während die regennassen Blätter ihn vor unfreundlichen Au-gen verbargen.

Aufmerksam ließ er seinen Blick schweifen, doch nirgendwo war jemand zu sehen. Nur ein einzelner roter Fuchs erkundete schnüffelnd die Umgebung der heruntergebrannten Feuer-stelle. Ob das Lager wohl verlassen worden war? Wenn dem so war, hatten die ehemaligen Bewohner bestimmt nichts da-

gegen, wenn sich ein Mann in Not von dem bediente, was sie zurückgelassen hatten.

Anmutig ließ er sich von seinem Ausguck zu Boden gleiten, um geduckt in Richtung der Zelte zu schleichen. Dabei versuchte er möglichst keine Geräusche zu verursachen, was ihm mangels Schuhwerk auch ohne Schwierigkeiten gelang. Immer wieder hielt er kurz inne, um zu lauschen, ob da nicht doch Stimmen oder Schritte zu hören waren. Doch nur das Geräusch des Regens durchbrach die Stille.

Als er zwischen zwei Zelte trat, entdeckte er etwas Absonderliches. Auf dem Boden vor ihm lag eine Leiche. Bei dem Toten handelte es sich jedoch nicht um einen Menschen. Was da lag, hatte zwar entfernt Ähnlichkeiten mit einem Menschen und trug auch eine Rüstung ähnlich derer, wie Menschen sie trugen, war aber mit Sicherheit kein Mensch. Die Hände und Füße des Geschöpfes endeten in Krallen. Sein Kopf war langgezogen wie der einer Eidechse und von zwei Hörnern gekrönt, die nach hinten gebogen waren.

Ein Mursog, erkannte der Mann. Das war eine Bezeichnung, die er nicht vergessen hatte. Zudem wusste er, dass er sich vor Wesen dieser Art in Acht nehmen musste, da sie Menschen für gewöhnlich nicht allzu freundlich gesinnt waren. Dieser eine würde ihm freilich nicht allzu gefährlich werden, denn ein grüngefiederter Pfeil ragte unterhalb der Hörner aus dessen Nacken.

Der Mann kniete nieder, um den Boden im Umkreis der Leiche zu überprüfen. Der Regen hatte die meisten Spuren verwischt, doch glaubte er die Fährte mehrerer Mursogi, daneben aber auch schmale Stiefelabdrücke erkennen zu können. Dabei griff er erneut unterbewusst auf Wissen aus seinem früheren Leben zurück. Er verstand sich also darauf, Fährten zu lesen. Sein Verdacht, er wäre so etwas wie ein Jäger gewesen, erhärtete sich.

Er hielt sich nicht lange damit auf, über diese Erkenntnis nachzugrübeln. Vorsichtig sah er sich auf der Lichtung um. Er fand fast zwei Dutzend Mursogi, die teils in den Zelten, teils davor ein gewaltsamer Tod ereilt hatte. Manchen war die

Kehle durchgeschnitten worden, andere hatten Wunden wie von Pfeilen davongetragen. Seltsamerweise fehlte allen außer dem ersten das linke Horn.

Dieses Lager war ohne Zweifel das der Mursogi gewesen. Irgendjemand musste es angegriffen haben, doch gab es außer dem grüngefiederten Pfeil und den Stiefelabdrücken keinerlei Hinweise darauf, wer oder wie viele die Angreifer gewesen waren. Aus dem Zustand der Leichen schloss er jedoch, dass der Kampf noch nicht allzu lange her war – einige Stunden vielleicht, allerhöchstens einen Tag.

Die Wahrscheinlichkeit war also groß, dass im Lager noch irgendetwas Brauchbares zu finden war. Nahrungsmittel, Kleidung, Waffen oder andere Werkzeuge wären ihm sehr willkommen gewesen. Während er darüber nachdachte, spürte er plötzlich, wie etwas Kaltes seinen Rücken berührte.

»Na, was haben wir denn da?«, knurrte eine hässliche Stimme. Es war ohne Zweifel die eines Mursogs.

Als der Mann sich umdrehen wollte, ritzte eine scharfe Klinge seine Haut. Er fühlte, wie warmes Blut über seinen Rücken lief.

»Rühr dich nicht, du widerlicher Toroog!«, befahl der Mursog. »Ihr verfluchten Menschen habt schon genug Schaden angerichtet. Gnurlok ist tot und meine geliebte Truzagnul. Dafür werdet ihr bezahlen ... Ich werde dafür sorgen, dass ihr die Namen meiner Freunde fürchtet. Und meinen Namen werdet ihr auch fürchten ... Dafür werde ich sorgen, ja.«

Der Mann bemerkte, wie Wut in ihm aufstieg. Furcht dagegen verspürte er keine. Nun stand er mittellos im Regen, hungrig und mit Dreck überzogen und dann wurde er auch noch von einem dahergelaufenen Mursog bedroht.

»Warum bist du dann noch hier?«, fragte er herausfordernd. »Deine Freunde sind tot, du aber nicht. Warum? Haben sie dich verschont, weil sie Mitleid hatten? Oder bist du einfach weggelaufen und hast deine Freunde wie ein Feigling im Stich gelassen?«

»Halt dein Maul, du hornloser Kriecher!«, knurrte der Mursog. »Die sind tot, ich lebe. Mehr zählt nicht. Und das hier ge-

hört jetzt alles mir.« Er kicherte leise. »Du hast uneingeladen mein Reich betreten. Das bedeutet, dass dein Leben jetzt mir gehört. Aber du hast Glück. In meinem Reich werde ich fleißige Diener brauchen ...«

Der Mursog schien den Verstand verloren zu haben und sich für eine Art König zu halten. Doch seine Herrschaft würde nicht allzu lange andauern, wenn es nach dem Mann ging. Während er dem zunehmend sinnlosen Gestammel des Wahnsinnigen lauschte, überlegte er, wie er diesen am schnellsten unschädlich machen konnte.

»Wie wäre es, wenn du jetzt einfach deine Waffe sinken lässt?«, versuchte er es schließlich mit Vernunft, jedoch ohne große Hoffnung auf Erfolg. »Ich würde dir nur ungerne wehtun.«

Für diesen Vorschlag hatte der Mursog erwartungsgemäß nur ein verächtliches Schnauben übrig. Daraufhin zuckte der Mann mit den Schultern. »Du hast es so gewollt. Ich habe dich gewarnt.«

Blitzschnell duckte er sich. Gleichzeitig zog er dem Mursog mit einem geschickten Tritt aus der Drehung die Beine unter dem Körper weg. Das gehörnte Geschöpf ging mit einem überraschten Aufschrei zu Boden. Ein weiterer Tritt traf seine rechte Hand, sodass es sein Schwert fallen ließ.

Die Fäuste zu einer Kampfhaltung erhoben, blickte der Mann auf seinen entwaffneten und nicht mehr ganz so selbstsicheren Feind hinab. »Ich warne dich noch einmal: Geh jetzt und ich lasse dich ziehen. Ich habe keinen Streit mit dir«, sagte er, wenngleich ihm schwante, dass seine Worte auf taube Ohren stoßen würden.

Der Mursog rappelte sich knurrend auf, nur um sich dann mit seinen klauenbewehrten Händen auf sein Gegenüber zu stürzen. Mit seiner Linken fing der Mann den Schlag des Mursogs ab, während er gleichzeitig mit der Rechten zuschlug und den langgezogenen Schädel seines Gegners traf. Stöhnend taumelte dieser zurück.

Der Kampf war bereits entschieden. Wenngleich der Mann nichts hatte außer seiner nackten Haut zum Schutz und seinen

bloßen Händen zum Angriff, war er dem in einer verbeulten Rüstung steckenden, krallenbewehrten Mursog überlegen.

Obwohl das Geschöpf mittlerweile ebenfalls zu dieser Einsicht gekommen sein musste, gab es nicht auf. Stattdessen zückte es einen schartigen Dolch mit beinernem Griff und stieß mit einem schrillen Schrei nach dem Mann. Dieser wich aus, indem er im letztmöglichen Augenblick zur Seite trat und dem Mursog ein Bein stellte. Wieder ging das Geschöpf zu Boden und wieder stand es auf, noch wütender als zuvor.

Nun hätte der Kampf wohl noch stundenlang auf diese Weise weitergehen können, hätte der Mann das gewollt. Doch er wollte es keineswegs. Er war erschöpft, müde und hungrig. In dieser Auseinandersetzung vergeudete er nur unnötig seine ohnehin schon angeschlagenen Kräfte.

Der Mursog setzte zu einem weiteren Angriff an, doch diesmal kam ihm der Mann zuvor. Die Tatsache, dass er weder Rüstung noch Kleidung trug, machte ihn unheimlich wendig. Vorbei am Dolch seines Feindes schlug er aus dem Lauf zu und traf, wie beabsichtigt, dessen Kehle mit der Handkante. Aus der Drehung setzte er einen Hieb gegen den ungeschützten Nacken des Mursogs nach.

Dieser Schlag wäre bei einem menschlichen Gegner tödlich gewesen, wie er wusste, und wie sich herausstellte, galt dies auch für Mursogi. Der selbsternannte Herrscher kippte vornüber und blieb reglos am aufgeweichten Waldboden liegen.

»Ich habe dich gewarnt«, murmelte der Mann mit aufrichtigem Bedauern.

Dann, als die Hitze des Kampfes langsam nachließ, betrachtete er nachdenklich seine Hände. Woher hatte er die Kraft und das Geschick genommen, um zu tun, was er eben getan hatte? Nicht jeder Mensch konnte einen Feind mit nur zwei gezielten Schlägen töten, so viel war sicher. Sein Körper schien sich an etwas erinnert zu haben, was sein Geist vergessen hatte. Ein weiteres Mal fragte er sich, wer er wohl gewesen sein mochte. Besaß ein einfacher Jäger die Fähigkeiten, Menschen auf diese Weise mit bloßen Händen zu töten?